

Rezension: Anne Schlüter (Hrsg.) (2006): Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen - Erfahrungen - biographisches Lernen

Alemann, Annette von

Veröffentlichungsversion / Published Version

Rezension / review

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Alemann, A. v. (2007). Rezension: Anne Schlüter (Hrsg.) (2006): Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen - Erfahrungen - biographisches Lernen. [Rezension des Buches *Bildungs- und Karrierewege von Frauen: Wissen - Erfahrungen - biographisches Lernen*, von A. Schlüter]. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 8(1), 161-164. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-277880>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

stelle eine „neue Welt“ dar und auch in diese werden die Kinder integriert, indem mit ihnen zunächst einmal sehr intensiv die Regeln, die in dieser Welt gelten, eingeübt werden. Das „Training“ dauert so lange, bis die Routinen sich gefestigt haben und die Verantwortung für das „Funktionieren“ des Unterrichts weitgehend auf die Gruppe übertragen wurde, so dass die Lehrperson sich nicht mehr darum kümmern muss und sich auf das fachliche Unterrichten konzentrieren kann.

Die egalitäre Orientierung gerät allerdings in der Mittelschule (und dann auch in der Oberschule) in eine Spannung mit der Anforderung zu differenzieren und zu selektieren (da nicht alle Schüler auf die Oberschule gehen und später eine Konkurrenz um die Studienplätze an den Universitäten beginnt.) Schon in der Mittelschule werde die Klassengemeinschaft schwächer, so Schubert. Doch werde dies zum einen dadurch ausgeglichen, dass sich in Clubs neue Gemeinschaften bilden. Zum anderen werde die Selektionsanforderung zu einem großen Teil an die Familie bzw. an Vorbereitungskurse delegiert. (Neben der Schule hat sich in Japan seit einiger Zeit eine privatwirtschaftlich betriebene „Prüfungsvorbereitungsindustrie“ (S. 87) etabliert.)

In Schuberts Buch finden sich noch weitere interessante Beobachtungen, Analysen und Gedanken. Doch dies scheint der entscheidende Punkt zu sein: In Japan werden Erziehungsaufgaben und Erziehungsprobleme durch Rituale gelöst. Der Vorteil daran ist, dass bestimmte Prozesse irgendwann wie von selbst laufen. Schubert hebt immer wieder hervor, dass die Anforderungen bzw. Regeln transparent gemacht werden können. Die Kinder sollen sie verstehen. Das Nichteinhalten der Regeln wird, wie bereits gesagt, entsprechend auf mangelndes Verständnis zurückgeführt, das durch (erneute) Erklärungen behoben werden kann. Und die Verantwortung (vor allem für den Unterricht) liegt bei der Gruppe – und damit auch bei jedem Einzelnen, bei jeder Schülerin und jedem Schüler. Die Lehrer werden so entlastet. Sie müssen sich zwar zunächst um die Einführung in die „neue Welt“ und die Einübung der Rituale und Routinen kümmern. Sie können sich dann aber nach einer gewissen Zeit auf die Vermittlung konzentrieren.

Angesichts der Intentionen des Autors erscheint es als legitim, wenn nicht ein Japanologe, der die Verhältnisse in Japan kennt und Schuberts Analyse kritisch zu beurteilen in der Lage ist, sondern ein Erziehungswissenschaftler das Buch rezensiert. Denn Schuberts explizites Anliegen ist es ja, Anregungen für den pädagogischen Diskurs zu geben. Es ist also möglich, das Bild, welches Schubert von der „Erziehung und Bildung in Japan“ präsentiert, wiederzugeben – ohne es fachlich zu prüfen und zu hinterfragen – und sich auf die Frage zu konzentrieren, welche „Anregungen“ für den pädagogischen Diskurs von diesem Buch ausgehen könnten. Anregend ist ohne Frage der zentrale Punkt des Buches: die Art, wie Erziehung in Japan (nach Schubert) praktiziert wird. Der Gedanke, dass durch Einübung bestimmte Rituale, Gewohnheiten, Regeln, Routinen verinnerlicht werden und sodann dergestalt selbstverständlich befolgt werden, dass Erziehungsprobleme nicht mehr auftauchen, dass für die Kinder Sicherheit und für die Lehrer Entlastung entsteht, ist angesichts der notorischen „Disziplinprobleme“ an vielen deutschen Schulen sehr interessant. Klar ist, dass es nicht genügt, bestimmte Verhaltenserwartungen einmal zu formulieren und, wenn ihnen nicht entsprochen wird, mit Sanktionen zu drohen. Wichtig ist, sie auch zu begründen. Zudem lässt sich nicht bestreiten, dass vieles in den Kindergärten und den Schulen in Deutschland bereits stark ritualisiert ist. Ob eine darüber hinaus gehende Ritualisierung sinnvoll ist, darüber wäre zu diskutieren.

Annette von Alemann

Anne Schlüter (Hrsg.) (2006): *Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen – Erfahrungen – biographisches Lernen*. Opladen: Verlag Barbara Budrich. ISBN 3-86649-017-8, € 24,90

Das Thema der Bildung und Berufstätigkeit von Frauen ist seit den 1970er Jahren nicht aus der Mode gekommen und bietet immer wieder Anlass zu einer Bestandsaufnahme der aktuellen Situation vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Wandlungs-

prozesse. So wird der Themenkomplex derzeit in verschiedenen gesellschaftswissenschaftlichen Kontexten behandelt. Auf der einen Seite steht die Diskussion über Frauen in Führungspositionen: Mädchen und Frauen haben im Hinblick auf ihre Bildungsbeteiligung längst gleichgezogen, erwerben bessere Noten und erreichen höhere Bildungsabschlüsse. Dennoch sind sie in allen gesellschaftlichen Führungspositionen unterrepräsentiert – nicht nur in der Wirtschaft (wo ihr Anteil im Management irgendwo zwischen 10 und 30 Prozent liegt), sondern auch in Bereichen, in denen sie als Arbeitskräfte überrepräsentiert sind, z.B. im Schuldienst. Auf der anderen Seite steht die Debatte um die Vereinbarkeit von Beruf und Familie (Work-Life-Balance), die verschärft wird durch die zum Politikum gemachte demographische Entwicklung, insbesondere die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen und Frauen in qualifizierten Berufen. Einen dritten Markierungspunkt setzen Diskussionen um die strukturellen und kulturellen Veränderungen in der Gesellschaft, die die Wahlmöglichkeiten für Frauen zwischen verschiedenen Bildungs-, Berufs- und Familienplanungsalternativen entscheidend vergrößert haben: „Nachdem ihnen alle Bildungswege offen stehen, die Wege in Ausbildung, Studium und Beruf prinzipiell möglich sind, stellt sich die Frage nach den gelingenden Karrierewegen von Frauen heute neu“ (Schlüter, S. 9).

Aus einer biographiesoziologischen Perspektive bedeutet dies, dass Frauen als Akteurinnen, als Gestalterinnen ihrer Lebens- und Lernprozesse ins Zentrum der Aufmerksamkeit geraten. Dies ist der Fokus des von Anne Schlüter heraus gegebenen Sammelbandes zu „Bildungs- und Karrierewege[n] von Frauen“. Der Band aus der Reihe „Frauen- und Genderforschung in der Erziehungswissenschaft“ ist aus den Vorträgen der Jahrestagung 2005 der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) entstanden und versammelt Aufsätze, die einen aktuellen Theorie- und Datenüberblick geben, sowie empirische Untersuchungen. Die Aufsatzthemen reichen von der Vereinbarung von Beruf und Familien- bzw. Hausarbeit (Hildegard Macha, Marianne Dierks,

Bettina Dausien) über Bildungs- und Weiterbildungsbestrebungen von Frauen in unterschiedlichen Lebenssituationen (Barbara Strametz et al., Sabine Toppe), Handlungsstrategien und Lernerfahrungen von Akteurinnen in der Frauenförderung und Mentorinnen (Marion Mayer, Ines Schell-Kiehl), transnationale Bildungs- und Berufserfahrungen von Migrantinnen in Deutschland und Deutschen in Afrika (Renate Nestvogel, Wolfgang Gippert/Elke Kleinau) bis hin zu Berufserfahrungen von Schulleiterinnen und um Bedingungen, die es ihnen erleichtern, einen Leitungsposten zu erreichen (Mechthild von Lutzau, Claudia Fahrenwald/Maureen Porter).

Der Aufsatz von *Hildegard Macha* gleich zu Beginn des Bandes räumt angesichts der vehement geführten Kinderlosigkeitsdebatte und den antizipierten finanzpolitischen und gesellschaftlichen Folgen des demographischen Wandels auf mit gesellschaftlichen Mythen zum Thema Fertilität, z.B. dem Vorurteil vom „Gebärstreik“ der Frauen, und nimmt das individuelle Verhalten von Frauen *und Männern* in den Blick. Macha stellt fest, dass sich, bedingt durch die langen Ausbildungszeiten in Deutschland, unter jungen Menschen eine „Erst-Mal-Mentalität“ der zeitlichen Verzögerung“ (S. 19) mit den Schritten Berufsausbildung, Berufseinstieg und finanzielle Sicherheit herausbildet, bevor die Geburt eines Kindes geplant wird. Trotz anhaltend hohen Ansehens von Familie und dem durchaus vorhandenen Kinderwunsch junger Menschen führt diese „Erst-Mal-Mentalität“ insbesondere bei vielen Männern, die von dem männlichen ErnährermodeLL immer noch in starker Weise geprägt sind, zum Aufschub der Familiengründung, bis die Partnerin das reproduktive Alter überschritten hat. Kinderlosigkeit kann aber auch Merkmal eines geplanten weiblichen Lebensentwurfs sein. In diesem Fall ist es der Versuch, den biographischen und lebenspraktischen Konflikten aus dem Weg zu gehen, die mit der Vereinbarung von Beruf und Familie verbunden sind – einer Aufgabe, die von der Gesellschaft und den Partnern nahezu ausschließlich den Frauen überlassen wird.

Mit dem Thema „Work-Life-Balance“ im Zusammenhang mit der angeblichen „Karrieremüdigkeit“ von Frauen beschäftigt sich

der Beitrag von *Bettina Dausien*. Die Autorin definiert zunächst den Begriff der Karriere und deckt dann die Schwächen des Begriffs aus der Perspektive der Frauen- und Geschlechterforschung auf – Machtstrukturen, Institutionenverflechtungen und die biographische Perspektive der Subjekte würden in karrieretheoretischen Ansätzen ausgeblendet. Das Konzept der Work-Life-Balance stellt Dausien ebenfalls kritisch in Frage: Dieses ignoriere die Dimension geschlechtsspezifischer Unterschiede und Benachteiligungen, neutralisiere soziale Klassenunterschiede und Hierarchien und personalisiere die Bewältigung von Strukturveränderungen auf dem Arbeitsmarkt und veränderten Geschlechterverhältnissen. Die Idee einer „Work-Life-Balance“ suggeriere schließlich, dass es für den strukturellen Widerspruch zwischen Beruf und Privatleben bzw. Familie eine Lösung, und zwar eine individuelle Lösung, gebe.

Einen bildungspraktischen Ansatz, der an diese Überlegungen anschließen könnte, formulieren *Barbara Strametz et al.* in ihrem Beitrag über ökonomische Zeitmuster und Weiterbildungsbemühungen von Frauen. Aufgabe einer feministisch ausgerichteten Bildungsarbeit sei es, Frauen zu zeigen, dass die subjektiv erlebten Konflikte, Umwege und Schwierigkeiten nicht aus individuellen, sondern strukturellen Widersprüchen entstanden herrührten. Bildungsveranstaltungen wie „effizientes Zeitmanagement“ würden Frauen kurzfristig darin unterstützen, „im System besser zu funktionieren“ (S. 94), naturalisierten aber auf Dauer die Phänomene Zeitmangel und Stress und perpetuierten damit die vorherrschende „patriarchale Herrschaftslogik“ (S. 93).

Wie sich diese in konkreten strukturellen und kulturellen Barrieren von Frauen manifestiert, zeigen die empirischen Untersuchungen im Band. So beschreibt *Marianne Dierks* die „strukturelle Rücksichtslosigkeit“ der Gesellschaft gegenüber Eltern mit Kindern und die geringe Wertschätzung von Haus- und Erziehungsarbeit, *Sabine Toppe* die strukturell begründeten Benachteiligungen und (teilweise versteckten) Diskriminierungen allein erziehender Mütter auf dem Arbeitsmarkt, *Renate Nestvogel* die Degradierung gebildeter Migrantinnen als „Dienstmäd-

chen“ und *Barbara Strametz et al.* die Erwartungen von Familie und Partner an eine ständige Verfügbarkeit der Frau (und entsprechende Sanktionierungen).

Frauen werden jedoch nicht als Opfer der Umstände, sondern als selbstständige Akteurinnen in ihrem Bildungs- und Berufsweg gezeigt. Sie unternehmen auch gegen Widerstände und durchaus erfolgreich Bildungs- und Aufstiegsanstrengungen und nehmen dabei Unterstützung durch informelle (z.B. MentorInnen) und professionelle Institutionen (z.B. kommunale Stellen, Bildungseinrichtungen, offizielle „Leadership Programs“) in Anspruch.

Insgesamt handelt es sich um einen Sammelband mit inhaltlich recht heterogenen Beiträgen, der im weitesten Sinne von Bildungsprozessen und der Berufstätigkeit von Frauen handelt; zentrales Thema ist die Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben bzw. Familie und ihre individuelle Bewältigung in einer lebenslauftheoretischen Perspektive. Die empirischen Arbeiten stützen sich alle auf qualitative Methoden (allein der Beitrag von Nestvogel kombiniert qualitative und quantitative Methoden) und beruhen z.T. auf sehr kleinen Samples. Die verarbeitete Literatur ist einschlägig und aktuell und reicht von soziologischen über erziehungswissenschaftliche bis hin zu arbeits- und organisationspsychologischen Arbeiten. Bei einigen Aufsätzen scheinen zwischen den Zeilen oder ganz explizit Wertungen der AutorInnen durch, hier wäre mehr (sozial-)wissenschaftliche Neutralität und Distanz angebracht gewesen. Man stellt sich die Frage, ob damit bewusst oder unbewusst eine Art parteilicher Wissenschaft gezeigt wird, entsprechend dem Diktum Donna Haraways, dass nur eine partiale Perspektive den objektiven Blick verspricht (zit. nach Strametz et al., S. 93). In den empirischen Arbeiten wird allein die Perspektive der Frauen untersucht bzw. dargestellt, und die AutorInnen (in der großen Mehrzahl Frauen) gehen von vornherein davon aus, dass die gesellschaftlichen Grundbedingungen (z.B. an Schulen) frauenfeindlich sind.

Ergebnis der Lektüre ist, dass Biographien von Frauen (immer noch) sehr stark durch strukturelle und kulturelle Behinderungen geprägt sind, es aber in jeder einzelnen Biographie Entscheidungspro-

zesse gibt, an denen gezeigt werden kann, dass Frauen aktiv versuchen, ihren Bildungs- und Karriereweg zu gestalten. Die unterschiedlichen Beiträge zeigen, wie Frauen in ihrer individuellen Biographie einen Weg finden, sich weiter zu entwickeln, welche Faktoren ihnen dabei helfen und welche also sie dabei behindern. Letztlich geht es um Selbstbestimmung und Selbstbewusstsein (von Frauen).

Maren Zschach

Rudolf W. Keck, Sabine Kirk, Hartmut Schröder (Hrsg.) (2004): *Bildung im Bild. Bilderwelten als Quellen zur Kultur- und Bildungsgeschichte*. Bad Heilbrunn/Obb.: Julius Klinkhardt, 218 S., ISBN 3-7815-1373-4. € 19,80

Der Band ist durch eine Ringvorlesung Hildesheimer Forschender mit dem Anspruch initiiert worden, die Diskussion über die systematische Interpretation historischer Abbildungen im Rahmen der Bildungs- und Erziehungsgeschichte zu intensivieren. Einerseits stellen sich die Herausgebenden die Aufgabe, „das Interesse am Bild als historische Quelle“ zu steigern, andererseits soll es im vorliegenden Sammelband um Anregungen „für eine weitere Diskussion der Bildlesemethode“ gehen. Die auf den Vorträgen basierenden Einzelbeiträge entstanden im Zusammenhang mit dem zwischen 2000 und 2006 geförderten DFG-Projekt „Pictura Paedagogica Online“, dessen Ziel es ist, ein digitales Bildarchiv zur Bildungsgeschichte zu erstellen. Getragen wird dieses Vorhaben von der zum DIPF gehörenden Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung in Berlin und dem Institut für Angewandte Erziehungswissenschaft und Allgemeine Didaktik der Universität Hildesheim.

Inhaltlich kann das Buch in drei Themenbereiche gegliedert werden. Während sich der *erste* Beitrag von Rudolf W. Keck aus methodischer Sicht mit der Bedeutung des „Bildes als Quelle der Geschichte“ beschäftigt und *methodologische Fragen* der Bildinterpretation reflektiert, können die Aufsätze im *zweiten* Teil des Buches von Sabine Kirk, Peter Müller und Otto May als *beispielhafte Darstellungen* der Nut-

zung von Bildern in der pädagogischen Forschung verstanden werden. Im *dritten* Abschnitt des Bandes liefern die Beiträge von Hartmut Schröder und Peter Müller *technische und bibliographische Detailinformationen* zum Projekt.

Rudolf W. Kecks Einführung geht der Frage nach, „lässt sich im Bild Pädagogik erkennen und erschließen, sozusagen eine Phänomenologie der Pädagogik im Bilde der Geschichte freilegen?“ Ausgangspunkt ist die Feststellung, dass Geisteswissenschaft und theologische Lehre bis zur Aufklärung stark textgebunden waren. Zur näheren Erläuterung begibt sich der Autor zurück bis ins 8. Jahrhundert, um die Auseinandersetzung um die Bedeutungsbeschränkung des Bildes, besonders in der Theologie nachzuzeichnen. Er setzt die Beschreibung der Entwicklung insbesondere der Buchillustration anschließend über weitere historische Epochen chronologisch fort. Die zweite Hälfte des Beitrages thematisiert stärker die Methodik und Geschichte der Bildinterpretation in der Pädagogik. Keck geht hier „von einem unbefriedigenden Forschungs- und Nutzungsstand“ aus, den er jedoch nur an Beispielen festmacht, die von 1928 bis zur Mitte der 1980er Jahre entstanden sind. Ausgehend von seiner Feststellung, „Bildlesen, Bildinterpretation ist nicht primär eine Aufgabenstellung der Pädagogik, sondern Sache der Kunstwissenschaft und Kunstgeschichte sowie der Literaturwissenschaft“ sieht er gerade die ikonologische Bildinterpretation aufgrund der Komplexität der Aufgabenstellung für die Erkenntnisgewinnung in der pädagogisch-historischen Forschung als problematisch an. Ausgehend von den in der pädagogischen Forschung zu analysierenden Bildinhalten gelangt Keck zu der Erkenntnis, dass diese einer ikonographischen Interpretation entgegenstehen und es deshalb notwendig ist, auf ikonologische Analysen zurückzugreifen (S. 24). Im Folgenden stellt der Autor beispielhaft zunächst eine Interpretation anhand mittelalterlicher Lehr-Lernsituationen vor. Abschließend analysiert er verschiedene Schaubilder zu Lehrplänen zwischen dem 14. und 16. Jahrhundert und verdeutlicht Inhaltsveränderungen anhand deren Symbolik.

Im Mittelteil des Bandes folgen weitere Exemplifizierungen, die sich zum Ziel set-